„Ja, das war nämlich ein Irrtum. Als wir, vor etwa 10 Jahren, die Siedlung auslegten, lebten hier in der Gegend eine ganze Anzahl Schweden. Daher schlug ich ihnen vor, einen schwedischen Ortsnamen auszusuchen. Sie einigten sich auf Warberg. Ich ließ mir den Namen buchstabieren. Durch ein Mißverständnis beim Buchstabieren reichte ich bei der Regierung in Ottawa den Ortsnamen als Warburg ein. Als der Poststempel eintraf, protestierte man gegen den Namen, aber da war es zu spät, der Ort bekam den Namen, so wie er angemeldet war".

Auf meine Frage nach dem Bürgermeister von Warburg, erzählte mir der Alte, daß es für den Ort keinen Bürgermeister gebe als ich dann nach der höchsten Amtsperson für den Bezirk fragte, antwortete er: „Da kommen Sie bei mir wieder an den Rechten, das ist nämlich mein Sohn, der ist Friedensrichter für den ganzen Bezirk, in dem auch Warburg liegt. Doch den werden Sie heute nicht antreffen, da er nicht zu Hause ist". Ich trug nun kein Bedenken, ihm für den Sohn die Grüße des Bürgermeisters von Warburg aufzutragen und ihm auch die Druckschriften, die ich von der Stadtverwaltung in Warburg i. Westf. bekommen hatte, für ihn zu übergeben.

Wir waren inzwischen vom Postamt, einem einfachen rohen Bretterbau, zu einem anderen Bretterbau, dem einzigen zweistöckigen der ganzen Siedlung, gegangen, der durch ein einfaches Schild „Meals and rooms" zu erkennen gab, daß man hier Mahlzeiten und auch Zimmer zum Uebernachten bekommen könne. Während die Wirtin für mich das Mittagessen richtete, konnte ich Herrn A. Winfield Scott, das war der Name des ersten Postmeisters von Warburg, der sich jetzt in die Hefte mit den Bildern von Warburg i. Westf. vertiefte, noch dies und jenes von der großen deutschen Schwesternstadt erzählen. Er war so begeistert davon, daß er versprach, am Abend wiederzukommen, um mir auch ein Andenken an Warburg in Alberta zu überreichen.

Ich war ja ohnehin genötigt, bis zum nächsten Tage im Orte zu bleiben, da an diesem Tage keine Verkehrsmöglichkeit nach Edmonton bestand. Nach dem einfachen aber schmackhaften Essen, das mir die Wirtin vorsetzte, hielt ich Umschau im Dorfe. Uebrigens hatte die Wirtin auch noch deutsches Blut in ihren Adern, ihr Großvater namens Starzer, war aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten gekommen, das war alles was sie darüber wußte, sie selbst sprach kein Wort Deutsch mehr. Aehnlich erging es mir mit mehreren Familien im Dorfe, die ich auf ihren deutschklingenden Namen hin deutsch ansprach. Sie wissen wohl noch, daß ihre Vorfahren aus Deutschland stammen, können aber selbst nicht mehr deutsch sprechen. 2 Siedler, von denen man mir erzählte, daß sie fließend deutsch sprächen, traf ich leider nicht an, da sie bei der Drescharbeit draußen waren. Um so mehr Zeit hatte ich, mich im Dorf umzusehen. Die kleine katholische Kirche wurde gerade verschönert durch einen weißen Anstrich, der bald



vollendet war. In dem Blockhausbau der lutherischen Kirche hatte die Volksschule ihr Heim gefunden. Die kleinen Warburger übten sich unter Leitung der Lehrerin in der schweren Kunst des Rechnens. Der einzige Schmuck des kahlen Raumes bestand in einigen selbstgefertigten Zeichnungen der Kinder, die gute Lehren zur Darstellung brachten aus dem Gebiet der Gesundheitspflege, der Unfallverhütung usw. Nach dem Unterricht hatte ich noch Gelegenheit mich mit der Kollegin, die mit einem Besen bewaffnet, den Schulraum sauber machte, über pädagogische Fragen zu unterhalten. Sie war selbst verheiratet und Mutter zweier munterer Kinder.

Etwas weiter entfernt von der Station liegt das High School-Gebäude. Die nach Süden liegende Wand ist fast ganz von einem großen Fenster eingenommen, so daß ein schöner heller Raum entsteht. Auf dem Schulplatz fehlt nicht ein Stallgebäude, in dem die Kinder, die den sehr weiten Schulweg reitend zurücklegen, die Pferde unterbringen können.



Ich folge dem Weg durch den Wald nach Norden bis zu der Stelle, wo ich morgen früh auf dem Highweg meinen Autobus nach Edmonton erreichen kann. An der Straßenkreuzung ist ein Weizenversuchsfeld. Ein Wegeschild weist hin auf die Warburger Sägemühle, der ich hinterher noch einen Besuch abstatte.

Es fehlt an der Bahnstation natürlich auch nicht der Elevator zur Aufnahme der Ernte. So viel wie in normalen Jahren wird er in diesem Jahre nicht aufnehmen können. Zum Teil ist die Ernte noch gar nicht eingebracht, ein irischer Farmer ist noch dabei, mit 4 Pferden ein Haferfeld abzumähen.

Bei dem ausgedehnten Rundgang ist es allmählich kalt und dunkel geworden. Am Abend stellt sich Herr Winfield Scott wieder ein, in einen dicken Mantel gehüllt. Aus einer umgehängten Tasche fördert er ein dickes Buch „The Canada Year Book 1926" zutage, daß er mir mit einer eigenhändigen Widmung überreicht und eine Rolle mit einer genauen Karte der Municipal District Pioneer Nr. 490. Diese Karte, dem Verfasser gewidmet von Chas. Winfield Scott, Dyserly Reave, hat nun ein ganz besonderes Interesse. Sie zeigt an einem praktischen Beispiel die Art der Landvergebung in den canadischen Prärieprovinzen. Ausgehend vom Grenzparallel gegen USA., dem 49.° nördlicher Breite ist das Land in parallele Streifen von je 6 Meilen Abstand eingeteilt. Mit 97½° westlicher Länge beginnend, wurden dann nach W zu wieder in je 6 Meilen Abstand Querstreifen parallel zu den Meridianen gezogen, so daß Quadrate von je 36 Quadrat-Meilen entstehen = 92,16 qkm. Solch ein Quadrat bildet eine Towenship. Die Towenship ist wieder in 36 Sektionsquadrate unterteilt, so daß jede Sektion also 1 Quadrat-Meile umfaßt. Die Seitenlänge eines solchen Quadrates, der Normalraum für einen Siedler, beträgt also 1,6 km. Es kann noch in Viertelsektionen aufgeteilt werden, die dann je 160 acres oder 288 Morgen enthalten. Von den 36 Sektionen einer Towenship sind 2 bestimmte stets freigelassen für Schulland, nämlich Nr. 11 und 29. 1/20 des gesamten Landes ist im Besitz der Hudsonbai Company, nämlich immer Sektion 8 und ¾ von Sektion 26. Der C. P. R. (Canadian Pacific Raelway) gehören die ungeraden Sektionen zu beiden Seiten der Bahn. Die übrigen ungeraden Sektionen sind für freihändigen Verkauf freigehalten, während die geraden Sektionen für Heimstättenland bestimmt sind. Unsere westfälischen Auswanderer haben vielfach solches von der Regierung zur Verfügung gestelltes Heimstättenland im Pean River Getret in Anspruch genommen. Gegen Anzahlung von nur 10 Pfund wurde ihnen ein Geländestück von 288 Morgen zur Verfügung gestellt.

Unsere Karte ist noch aus einem anderen Grunde sehr Aufschlußreich, sie gibt nämlich für jede Sektion auch den Namen des Besitzers an. Darunter finden wir folgende deutsch klingende Namen: A. Erfmann, B. Feldman, A. Heiling, R. Klatt, R. Knopp, C. Kolp, Hugo Krause, A. Loberg, Ww. Noetzel, S. Pastor, B. Rose, W. Ruff, R. Salomon, F. Schneider, S. Selzer.

Daneben finden sich schottische, irische, schwedische, polnische und ungarische Namen.

Ueber manche der Siedler konnte mir Herr Winfield Scott Auskunft geben. Wir saßen noch bis spät in die Nacht hinein. Gern ließ ich mir auch erzählen von seiner Heimat Nova Scotra, wo er im Jahre 1867 geboren war, während seine Vorfahren aus Schottland selbst stammten. Als wir uns trennten, meinte er noch, daß er jetzt wisse, wozu der Irrtum vor 10 Jahren gut gewesen sei. Es sei jetzt doch noch alles richtig geworden. Jetzt wisse er, daß es eine große und schöne Stadt mit Namen Warburg in Deutschland gebe, und nach ihr solle jetzt auch die Siedlung in Alberta heißen.

Damit wünschte er mir eine gute Nacht und trug mir Grüße und Dank an den Bürgermeister in Warburg in Westfalen auf. Im einfachen Hotelzimmer schlief ich prächtig und fuhr in der Morgenfrühe mit dem Bus nach Edmonton zurück.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 51 | 2. Juli 1938 | 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

3)

Roman von Wolfgang Marken

„Nein, Frau Rogaller, berühmt ist unser Chor noch nicht, und wenn es nach mir ginge, dann brauchte er es auch nicht zu werden. Die Hauptsache ist, daß er gut ist, und ich glaube, daß ich meine Jungens jetzt so weit habe, daß sie sich keines Vergleiches mit anderen Chören zu schämen brauchen. Sie sind alle begeisterte Sänger und machen mir viel Freude. Sie haben es richtig ausgesprochen, wie es ist, Frau Rogaller, es ist ein großes Glück, daß mir das Schicksal diese schöne Aufgabe schenkte."

„Und Ihre Domspatzen lieben Sie, Herr Inniger?"

„Ja, Frau Rogaller, sie lieben mich, wie ich sie liebe."

„Ich werde mich freuen, sie zu hören, Herr Inniger, und ich bin überzeugt, daß sie uns in keiner Weise stören werden. Mir selbst und unseren Freunden macht es nichts aus, nur mein Sohn ist krank, auf ihn müssen wir Rücksicht nehmen."

„Und was fehlt Ihrem Sohn, Frau Rogaller?"

„Der Krieg hat meinen Sohn unglücklich gemacht. Ende 1917 wurde er in den Kämpfen in Nordfrankreich von Granatsplittern getroffen und verschüttet. Er wurde gerettet und kämpfte wochenlang mit dem Tode. Man operierte ihn und holte sieben Granatsplitter aus seinem Körper. Nur den letzten, der in seinem Kopfe steckt, von dem hat ihn noch kein Arzt der Welt befreien können. Keiner wagte die schwere Operation. Ich war bei allen Spezialisten, den berühmtesten Arzten aller Länder, aber keiner hat diese Operation gewagt durchzuführen."

„Auch in Deutschland nicht, Frau Rogaller?"

„Nein, auch in Deutschland nicht. Es ist ein ganz kleiner Granatsplitter, der durch den Schädel gedrungen ist und seit Jahren im Hirn wandert. Ganz wenig und unmerklich. Ich verstehe von medizinischen Dingen nichts, aber ich glaube schon den Arzten, wenn sie sagen, daß die Operation vielleicht überhaupt nicht möglich ist. Wir haben schlimme Zeiten durchgemacht. Als wir Richard wiedersahen, erkannte er uns nicht. Alles Erinnerungsvermögen war fort, und es hat Jahre gedauert, bis er sich wieder leidlich zurechtfand. Jetzt sind wir nun hierher gekommen mit der letzten Hoffnung unseres Herzens. Sie wissen, daß hier in der Nähe ein großer Arzt lebt?"

„Ein großer Arzt? Ach so, ja, Sie sprechen von Geheimrat von Kahr."

„Ja, man hat mir gesagt, daß er der größte Hirnspezialist der Welt ist und die schwierigsten Operationen durchgeführt hat, und zu ihm will ich. Ihn will ich bitten, daß er Richard endlich wieder Gesundheit schenkt."

„Ich möchte Ihnen recht gern viel Hoffnung machen, Frau Rogaller, aber es ist fraglich, ob Geheimrat von Kahr, der sich hierher in die Einsamkeit geflüchtet hat, in seinem furchtbaren Schmerz heute noch in der Lage ist, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Frau Rogaller sah ihn erschrocken an. „Sie fürchten, daß er auch nicht mehr helfen kann? Oh, ich weiß, ich kenne sein Schicksal, man hat mir davon erzählt, daß er alle seine Söhne hergegeben hat in dem Krieg, aber wenn er diesen furchtbaren Schmerz erlitten hat, dann wird er fühlen, wie es einer Mutter ums Herz ist, und dann wird er gewiß alles tun, um mir zu helfen."

„Ich wünsche es Ihnen aufrichtig, Frau Rogaller."

In dem Augenblick betrat Corinne Gold das Zimmer, und Frau Rogaller stellte ihm das Mädchen vor. „Corinne ist die Braut unseres Sohnes, und sie hat nur den einen Wunsch, daß Richard hier gesund wird, daß ihm endlich einer hilft."

Corinne nickte. „Ja, nur den Wunsch habe ich. Sie haben mit Frau Rogaller schon darüber gesprochen, Herr Inniger?"

Auch sie bediente sich der deutschen Sprache, die sie gut beherrschte.

„Ja, Fräulein Gold, Frau Rogaller hat mir erzählt, um was es geht, und ich wünsche aufrichtig, daß alle Ihre Erwartungen sich hier erfüllen."

„Wohnt der Geheimrat weit von hier?"

„Nein. Geht man den Waldweg, dann kommt man in reichlich zehn Minuten zu ihm."

„Dann werden mir morgen zu ihm gehen. Nicht wahr, Mama, du gestattest doch, daß ich dich begleite?"

„Laß mich allein gehen, Kind“, gab Frau Rogaller zurück. „Vielleicht ist es besser so.“

„Gut, Mama, wie du willst.“

Der Domkantor schickte sich an zu gehen und fragte noch: „Wenn Sie Wünsche haben, Frau Rogaller, dann sagen Sie es, wir erfüllen sie gern. Wie wollen Sie es mit den Mahlzeiten halten? Ist es Ihnen recht, wenn ich Ihnen ein kleines Speisezimmer neben unserem Saal einräume oder stört Sie die unmittelbare Nähe des Saales? In dem Saal essen die Domspatzen, und es geht bei siebenundvierzig jungen Menschen natürlich etwas lebhaft zu. Sie können es ja einmal probieren. Wenn es Ihnen zu laut ist, dann finden wir schon eine andere Möglichkeit.“

Frau Rogaller stimmte ihm freundlich zu. Er drückte beiden die Hand und ließ sie dann allein.

Die anderen Gäste würde er dann nach dem Mittagessen begrüßen.

Corinne Gold war ein schönes Geschöp[illegible] sich Inniger nach seinem Büro zurück begab, stand ihr Bild noch deutlich vor ihm. Ja, sie war schön, aber Frau Loni hatte recht, man brauchte sie nur anzusehen, um zu merken, daß sie selbst eine Kranke war. Ihre schmale, ätherische Erscheinung war von einer rührenden, aber doch schmerzlichen Schönheit. Unwillkürlich dachte er an Frau Anna. Die besaß die wahrhafte Schönheit des gesunden Menschen.

* * *

Ludwig Seidemann brachte es doch nicht fertig, über das große Erlebnis seines jungen Herzens zu schweigen. Er suchte förmlich danach, sich mit einem Menschen darüber auszusprechen.

Als er nach dem Abendbrot mit Peter Waldbauer noch einen kleinen Rundgang unternahm, da begann er plötzlich: „Du, Peter ... hast du ... die blonde Amerikanerin gesehen?“

„Ja! Ein sehr schönes Mädel!“

„Ja, nicht wahr! Du ... so einen schönen Menschen habe ich noch nie gesehen! Ich meine, Peter ... du verstehst mich doch! Die anderen sind ja Kinder, mit denen kann man über so was nicht reden! Wenn ich auch noch ... sehr jung bin ... und ... weißt du, die ... die Liebelei mit der Ferda, das ist ja eine Kinderei ... und ...!“

Peter blieb stehen und sah den hilflos stammelnden Ludwig ernst an.

„Hast du dich in die schöne Frau verliebt, Ludwig?“

Junge Menschen sind feinfühlig, sie spüren Spott und Geringschätzung sofort. Aber nichts von beiden war in Peters Worten.

Drum antwortete er ehrlich. „Verliebt ...? Peter, wie soll ich das sagen! Versteh mich doch! Du hast dir auch manchmal Illusionen gemacht ... hast ... eine Sehnsucht im Herzen getragen ... jeder von uns doch! Die Sehnsucht, Künstler zu werden, die in mir immer stärker wird, und ... der Wunsch ... einmal der einzigen Frau zu begegnen, die man anschaut ... und man weiß, daß man sie liebhaben muß!“

Peter wollte ihn unterbrechen, aber Ludwig ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er sprach schnell weiter, als gelte es sein Seelenheil: „Liebhaben muß! Und wenn man sie nur anschauen darf, ganz gleich, ob sie gut oder böse ist ... ob ... sie erreichbar oder unerreichbar ist! Meinst du nicht, Peter?“

Schwerfällig flossen Peters Worte.

„Ludwig ... was soll ich dir sagen! Du bist jung ... und ich bin's! Uns treibt's zum Schönen, weil wir eben jung sind! Aber ... hast du vergessen, was der Kantor sagte?“

„Was hat er gesagt!“

„Daß ... nicht immer das Blendende schön ist, Ludwig! Das hat unser Kantor gesagt! Und daran denke ich jetzt! Bist geblendet von dem Glanz! Schau noch einmal hin und immer noch einmal ... vielleicht siehst du dann ein anderes Bild.“

„Ich will kein anderes Bild sehen! Ich will ...!“ Er unterbrach seine Rede und trat scheu zur Seite, denn eben schritten Corinne Gold und Richard Rogaller, ihr Verlobter, an ihnen vorbei.

Die beiden jungen Männer grüßten, und Ludwig war selig, als ihm Corinne mit einem kleinen Lächeln dankte. Richard nickte nur kurz. Sein Gesicht war starr, als trüge er eine Maske.

* * *

Stumm schritt Richard neben Corinne einher.

In ihm war das grenzenlose Gefühl der Müdigkeit. Er war der Dinge überdrüssig geworden. Von Arzt zu Arzt hatte man ihn geschleppt und alle hatten die Achseln gezuckt, hatten die Operation abgelehnt.

Jahre der Qual lagen hinter ihm. Nie gesund, immer ein halber Mensch, immer nur in Bruchstücken denken können, um ein bißchen Denken und Gedächtnis ringen müssen, das war sein Leben gewesen, seit man ihn krank aus dem großen Kriege heimgebracht hatte.

An die zehn Jahre quälte er sich dahin.

Er hatte sich nicht geweigert, die Reise nach Deutschland zu unternehmen. Er hatte weder gehofft, nein, alles war so grenzenlos gleichgültig, nur eins ... war tröstend: Corinne Golds seltsame, nimmermüde Liebe.

„Hier wirst du gesund werden, Richard!“ hört er Corinnes weiche Stimme an sein Ohr klingen. „Hier wirst du endlich ... wieder ein glücklicher Mensch sein! Fühlst du es nicht, alles ist so anders, so ... weltentrückt! Horch ... horch! Sie singen.“

Unwillkürlich schritt sie etwas schneller und ging den Klängen nach.

Bis sie an den Pavillon kamen.

Vor ihm saßen auf einer Bank vier Knaben im Alter von zehn Jahren und sangen rein und schön ein altes Volkslied.

Sie blieb stehen. Richard sah Corinne gequält an.

„Willst du es nicht hören, Lieber?“ fragte sie leise.

„Es ... tut weh! Ich weiß nicht, was mit mir ist, Corinne, ich ... aber ich habe immer Angst ... vor etwas ... Kommendem, Unfaßbarem!“

In dem Augenblick erklang ein wohllaute Frauenstimme: „Bertl ... bist du am Pavillon?“

Der Bertl sprang auf und lief der Mutter entgegen. Frau Anna ging an den beiden Menschen vorbei.

Unwillkürlich hemmte sie ihren Gang.

Sie sah Richards Augen auf sich gerichtet, mit einem seltsam fragenden Ausdruck.

Sie sah ihn an und ihre Augen begegneten sich. Und in diesem Augenblick dachte sie daran, daß dieser arme Mensch vom Krieg so unbarmherzig geschlagen worden war, so wie der Krieg ihr den Gatten nahm. Das Leben hatte ihm das Schicksal gelassen. Der junge Amerikaner lebte, aber ... war sein Leben nicht qualvoll und bitter!

Und als sie daran dachte, da ging ein gütiger mütterlicher Zug über ihr Antlitz, daß es von unsagbarer Schönheit und Hoheit war.

Corinne aber packte in diesem Augenblick eine Angst, die ihr fast die Kehle zuschnürte.

Sie sah, wie schön diese Frau war und sie sah die Verwirrung im Antlitz des Mannes, den sie liebte, um den sie litt und bangte, und ... sie zitterte mit einem Male, daß sie ihn verlieren könne, ehe ihre Zeit abgelaufen war.

Richard sah sie vorbeischreiten und sein Blick folgte ihr.

„Wer ist diese Frau?“ fragte er leise.

„Ich weiß es nicht, Richard! Aber ich ... will fragen! Oder willst du mit ihr sprechen?“

„Nein! stieß Richard hervor. „Komm ... laß uns gehen!“

Bertl aber sah im Auge der Mutter eine Träne schimmern. Er ahnte nicht, daß sie an den geliebten Toten gedacht hatte.

* * *

Am anderen Morgen frühzeitig begab sich Frau Rogaller nach dem Hause des Geheimrats von Kahr.

Frau Loni wollte sie selbst begleiten, aber Frau Rogaller lehnte es ab. Der Weg war so einfach, daß ein Irregehen unmöglich war, und so schritt sie allein den stillen Waldweg entlang, bis sie vor dem schönen Hause des Geheimrats von Kahr stand.

Viele bunte Blumen blühten im Garten. Alles war so still und ruhig, aber als sie die Klingel drückte, da schlug ihr Herz mit einem Male rasend schnell.

Sie mußte eine ganze Weile warten, bis ein alter Mann, mittelgroß, mit weißem Haupthaar, erschien. Es war Anton Quentner, der Diener des Geheimrats, der sie mit etwas müden Augen ansah und fragte: „Was wünschen Sie?“

„Ich möchte den Herrn Geheimrat sprechen.“

„Der Herr Geheimrat empfängt niemanden.“

„Ich bin von Amerika gekommen, um den größten Hirnspezialisten — so hat man mir gesagt — zu bitten, daß er meinem Sohne hilft.“

Der Alte zuckte hilflos die Achseln. „Der Herr Geheimrat hat es mir streng verboten. Ich darf niemanden vorlassen.“

„Es geht um das Leben meines Sohnes, bitte sagen Sie das dem Herrn Geheimrat. Er hat das Bitterste erfahren, er hat fünf Söhne im Kriege verloren. Mein Sohn verlor in dem furchtbaren Krieg die Gesundheit. Er kann doch eine Mutter nicht umsonst bitten lassen.“

„Einen Augenblick stand der Diener mit gesenktem Haupte, dann öffnete er die Tür und sagte nach einem tiefen Atemzug: „Bitte treten Sie ein, gnädige Frau!“

Sie folgte ihm ins Haus, und er bat sie, in der kleinen Diele Platz zu nehmen.

Es dauerte nicht lange, da wurde ungestüm eine Tür aufgerissen und ein wahrer Hüne trat erregt heraus.

Frau Rogaller erschrak, als sie ihn sah, sie erschrak vor der Wildheit in den Augen, vor dem weißhärtigen Gesicht, in das das Leben unbarmherzig seine Runen eingezeichnet hatte.

Jetzt traf sie der Blick des Geheimrats.

„Sie wollen mich sprechen? Was wollen Sie von mir?“

Frau Rogallers Herz schlug heftig, als sie stockend sagte: „Ich wollte Sie bitten, daß Sie meinem Sohne helfen, Herr Geheimrat.“

Der Hüne stand einen Augenblick nachdenklich, dann entspannte sich sein Gesicht und er sagte ruhig: „Bitte treten Sie ein.“

* * *

In einem kleinen nüchternen Raume sitzt sie dann dem Geheimrat gegenüber und sieht ihn lange an.

„Wer sind Sie?“ fragte er barsch.

„Ich bin Frau Rogaller.“

Der Geheimrat stutzt. „Frau Rogaller ... Sie sind Amerikanerin?“

„Ja, Herr Geheimrat.“

„Rogaller ... Rogaller“, der Geheimrat überlegte. Wo hatte er doch den Namen schon einmal gehört? Dann fällt es ihm plötzlich ein. „Rogaller, Sie sagten Rogaller ... ist das Ihr Mann, dieser William Rogaller, der drüben die großen Stahlwerke hat?“

„Ja, Herr Geheimrat.“

„Und der im Krieg die Granaten gemacht hat, die zu Hunderttausenden im Weltkrieg viele Menschen getötet haben?“

Ein maßloses Erschrecken geht über die Züge der Frau. Sie ahnt, was kommen muß, aber sie kann nicht lügen, und mit trockenen Lippen sagt sie: „Ich glaube ja, das ist geschehen, die Werke meines Mannes ... die haben damals genau wie die anderen Werke Kriegsmaterial fabriziert.“

„Kriegsmaterial“, wiederholt der Geheimrat, „Kriegsmaterial“, und plötzlich erhebt er sich aus seinem Sessel und schreit. „Wissen Sie, daß zwei meiner Söhne von amerikanischen Granaten getötet wurden? Vielleicht waren es Rogallersche Granaten, und Sie kommen jetzt zu mir und verlangen, ich soll Ihnen helfen?“

(Fortsetzung folgt).

Heimatecke

Wie Warburg in Alberta zu seinem Namen kam

Unter den mancherlei Aufträgen, die ich für meine Reise nach Kanada aus der Heimat mitbekommen hatte, war auch der der Stadtverwaltung in Warburg in Westfalen. dem Bürgermeister der Siedlung Warburg in Alberta einen Gruß vom Bürgermeister der Schwesterstadt in Warburg in Westfalen zu bestellen Verschiedene Schriften mit Bildern der Stadt, die im Juli des Jahres 1936 ihr 900jähriges Bestehen feiern konnte, wollten den „Warburgern“ jenseits des großen Teiches einen Eindruck vermitteln von der Größe und Schönheit der älteren Schwester. Hat Warburg doch für Kanada noch eine besondere Bedeutung. Eine der letzten entscheidenden Schlachten des siebenjährigen Krieges wurde am Hainturm bei Warburg am 31. Juli 1760 ausgefochten. Die Franzosen unter General du Muy wurden durch braunschweigische und englische Truppen unter Herzog Ferdinand von Braunschweig besiegt. Die Schlacht entschied mit den Kampf zwischen England und Frankreich um den Besitz Kanadas zu Gunsten der Engländer. Der englische Minister Pitt, während des 7-jährigen Krieges Leiter der englischen Außenpolitik. hat es ja einmal selbst ausgesprochen: „Auf den deutschen Schlachtfeldern ist Amerika erobert worden“.

Ich habe Zeit genug, mir diese historischen Erinnerungen noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen, als ich am Morgen des 14. September 1936 in Leduc, der kleinen Umsteigestation. die ich von Edmonton aus in 3/4stündiger Fahrt erreicht hatte, auf den Zug nach Warburg wartete.

Es war ein gemischter Zug, der da zusammengestellt wurde. bestehend aus Lokomotive, Packwagen, einem Personenwagen. Tankwagen und einem Güterwagen. Obwohl solch ein Zug nur 3 mal in der Woche. Montags, Mittwochs und Freitags verkehrt, war der Andrang nicht allzu groß. Im Raucherabteil, das durch einen kleinen Ofen schon gemütlich geheizt war, war ich zunächst der einzige Fahrgast.

Bei der etwa 2-stündigen Fahrt bis zu meiner Zielstation fand ich auch nur wenig Gesellschaft. War doch gerade die Zeit der Ernte, überall auf den Feldern waren Hafergarben aufgestellt, hier und da taten Dreschmaschinen ihr Werk.

Mit Spannung erwartete ich meine Ankunft in Warburg, die gegen 11.30 Uhr erfolgen sollte. Pünktlich laufen wir vor dem Stationsgebäude, einem einfachen Bretterhause ein. Mein nächster Weg geht zum Postamt, um mich nach der Wohnung des Bürgermeisters zu erkundigen. Hinter dem Postschalter steht die Postmeisterin — eine Norwegerin in Hose und buntem Sweater. 3 „Deutsche Zeitungen für Canada“. die gerade mit der Post eingelaufen sind, veranlassen mich zu der Frage. ob im Orte deutschsprechende Leute wohnen. Sie gibt eine bejahende Antwort, die von einem älteren Manne, der gerade seine englische Zeitung abgeholt hat. bestätigt wird. In der Tat finde ich unter den weiteren Postabholern eine Ungarin, die noch etwas deutsch versteht und eine Rußlanddeutsche Sie sind jedoch, wie ihre Kleidung zeigt, nicht aus dem Ort selbst, sondern von weiterher gekommen. um Post in Empfang zu nehmen. Der ältere Mann beginnt sich für den Fremden zu interessieren. Er erzählt, daß es eine ganze Reihe deutschbürtiger im Bezirk gebe. Ich steuere nun gleich auf mein Ziel los und verrate ihm, daß ich aus Westfalen in Deutschland komme, wo es auch eine Stadt mit Namen Warburg gebe und daß ich gern feststellen möchte. ob der Ort Warburg in Alberta etwas mit dieser Stadt Warburg in Westfalen zu tun habe. „Da sind Sie bei mir gerade an den Richtigen gekommen. ich kann Ihnen wohl am besten Auskunft darüber geben, denn ich war der erste Postmeister von Warburg. Warburg ist ein schwedischer Name“. Als ich ihm mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ich bislang nie von einem schwedischen Orte Warburg gehört habe, klärte er mich darüber auf: